

frühchristliche Sammlung der Worte und Gleichnisse Jesu in Auslegung des Gotteswillens zu einer Lehre von der „besseren Gerechtigkeit“ gestaltet und in einen christologischen Rahmen gestellt worden ist. Ähnlich wie dem ersten Evangelisten, der ebenfalls in dieser Weisheitstradition steht, geht es auch dem Jakobusbrief um einen durch das Tun bewährten und verwirklichten Glauben an das Evangelium, der anders dem göttlichen Gericht verfällt. Das ist natürlich auch Paulus nicht fremd, bei dem aber das Verständnis von Glauben und Werken und ihr Verhältnis zueinander adressatenorientiert entsprechend der Problemsituation anders akzentuiert ist. Der Jakobusbrief ist ein Erweis dafür, daß es nicht nur die soteriologisch-„kerygmatische“ Fassung des Evangeliums gibt, sondern auch die ethisch-„weisheitliche“ mit ihrer erfahrungsgesättigten und an die Vernunft appellierenden, pragmatischen Theologie, der kein systematisches Interesse zugrunde liegt, sondern die vorzugsweise additiv verfährt. Das schließt eine Christologie nicht aus; sie ist freilich wie bei der frühen Überlieferung der Worte Jesu eher „implizit“ zu nennen.

Der Verfasser glaubt, daß der Jakobusbrief auf diese Weise wieder zu seinem „theologiegeschichtlichen Ort“ kommt und daß so eine ökumenische Verständigung über ihn möglich wird. Das steht wirklich zu hoffen.

Heinz Joachim Held

Petr Pokorný, *Theologie der lukianischen Schriften*. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1998. 225 Seiten. Kt. DM 48,-.

Der renommierte Prager Neutestamentler Petr Pokorný (u.a. 1994/95 Präsident der internationalen Fachgesell-

schaft *Studiorum Novi Testamenti Societas*) ist bisher besonders mit Arbeiten und Kommentaren zum Epheser- und Kolosserbrief hervorgetreten, also neutestamentlichen Schriften, die in der deutschsprachigen protestantischen Exegese unseres Jahrhunderts lange Zeit theologisch eher kritisch beurteilt worden sind. Letzteres gilt noch mehr für die lukianischen Schriften, denen sich P. in der vorliegenden Studie widmet. Im Vorwort deutet er an, daß er schon in den sechziger Jahren, trotz der damals in der Exegese verbreiteten Bewertung, die lukianische Theologie als besonders inspirierend zu schätzen gelernt habe, und zwar im Kontext eines atheistischen Milieus, in welchem doch punktuell Interesse an der Bibel und am christlichen Erbe erwachte. Solche kritisch inspirierende Wirkung erhofft er sich von der theologischen Erschließung der lukianischen Schriften auch heute, insbesondere „sowohl für die Bestimmung christlicher Gruppenidentität als auch als Beitrag zu einem neuen Weltethos“. Folgerichtig bekommen in den fünf Kapiteln des Buches die Themen Ekklesiologie („Das Volk Gottes bei Lukas“, 38–85), Christologie und Soteriologie („Gott, der Heiland“, 110–176) sowie das Ethos („Der handelnde Mensch“, 177–195) besonderes Gewicht. Außerdem enthält das Buch eine historische und theologische Einführung in die lukianischen Schriften („Herkunft und Bedeutung“, 11–37) und ein Kapitel zum lukianischen Geschichtsverständnis („Das Heil und die Zeit“, 86–109).

Durchgehende Linien der Interpretation sind, abgesehen von der Intention einer theologischen Ehrenrettung des *Auctors ad Theophilum* gegenüber Vorurteilen und Klischees der jüngeren Forschungsgeschichte, zum einen der Vergleich der lukianischen mit der paulinischen Theologie, zum anderen die

Reflexion über das Verhältnis von Kirche und Israel, von Evangelium und Schrift in lukanischer Perspektive.

Ausführliche Exegesen charakteristischer Texte (Lk 2,22–40; 15, 11–32; 18,9–14; 24,13–35; Apg 17,16–33) entfalten die thematischen Darlegungen und unterstreichen die in ihnen herausgearbeiteten Tendenzen lukanischer Theologie. Eindrucksvoll ist die Auslegung zum Gleichnis vom verlorenen Sohn (155–176), die diesen Text als Mitte des lukanischen Doppelwerkes und Herzstück lukanischer Soteriologie zu erkennen gibt. Hier kommt exemplarisch die „lukanische(n) Auffassung des barmherzigen Gottes, der das Verlorene sucht“ (143) zur Sprache. Von dieser Gottesauffassung her wird einsichtig, warum die Heilsbedeutung Jesu bei Lukas nicht auf seinen Tod konzentriert ist (wie z.B. bei Paulus oder auch in einem Wort wie Mk 10,45), sondern ausgeweitet wird auf sein ganzes Leben. „Der Dienst Jesu ist ... das Öffnen der Tür in die Gemeinschaft des Reiches Gottes, das Suchen der Verlorenen“ (138 zu Lk 22,27). Jesus wird bei Lukas „als vollmächtiger Verkündiger der Vergebung Gottes geschildert ... als derjenige, der in seinem ganzen Leben das Heil Gottes vergegenwärtigt“ (131). In der lukanischen Passionsgeschichte erweist sich, daß die „Solidarität Jesu mit den Sündern, die bis in den Tod reicht, eine tiefe Konsequenz des Suchens und Rettens (ist), ein Beleg dessen, daß die Visitation Gottes in dieser Welt ein Ausdruck der Gnade Gottes ist“ (144). „Das Lukasevangelium ist ein Evangelium für Verlorene.“ (127)

Nach P. ist „für die heutigen Menschen aus verschiedenen Kulturen und religiösen Traditionen ... das lukanische Bild des Heils in Jesus Christus verständlicher als die meisten anderen urchristlichen Christologien, mit denen

es aber als Deutung der älteren Aussagen nicht im Widerspruch stehen will.“ (176)

Karl-Wilhelm Niebuhr

KONTROVERSE UM DAS FILIOQUE

Maria-Helene Gamillscheg, Die Kontroverse um das Filioque. Möglichkeiten einer Problemlösung auf Grund der Forschungen und Gespräche der letzten hundert Jahre. Augustinus-Verlag, Würzburg 1996. 230 Seiten. Br. DM 58,-.

Die fünfte Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung 1993 in Santiago de Compostela hat die Kirchen aufgefordert, „um der ökumenischen Gemeinschaft willen zum ursprünglichen Text des (nicänokonstantinopolitanischen) Glaubensbekenntnisses zurückzukehren, ohne spätere Hinzufügungen, die einseitig eingefügt worden sind“ (Santiago-Bericht S. 227). Dieser Vorschlag, der darauf hinausläuft, daß die Kirchen westlicher Tradition die filioque-Klausel weglassen, wurde schon öfter auch von katholischer Seite gemacht, um „eines der größten theologischen Hindernisse auf dem Weg zur Einheit zwischen orthodoxen und römisch-katholischen Christen“ aus dem Weg zu räumen. Maria-Helene Gamillscheg nimmt dieses Problem in ihrer (bereits 1989 eingereichten, aber erst 1996 veröffentlichten) Dissertation am Institut für Patrologie und Ostkirchenkunde der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien auf und bietet damit den theologischen Hintergrund für die obengenannte Forderung.

Sie macht darin deutlich, daß die Grundproblematik auf unterschiedlichen theologischen Ansätzen beruht: „die lateinische Tradition...geht ursprüng-